

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 116 (1990)
Heft: 34

Artikel: Kanzler Kohls Jubiläumsgeschenk für die Schweiz
Autor: Regenass, René / Sigg, Fredy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-613056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kanzler Kohls Jubiläumsgeschenk

VON RENÉ REGENASS*

NATÜRLICH WOLLTE DAS NIEMAND glauben. Rasch kam die Vermutung auf, ein Doppelgänger habe einen üblen Scherz gemacht. Das geflügelte Wort vom Hauptmann von Köpenick fiel. Später wurden alle diesbezüglichen Akten unter Verschluss genommen. Doch es war wie immer: Was geheim bleiben soll, das findet auch den Weg an die Öffentlichkeit.

Es war ein wunderschöner Tag im Juli. Am Grenzübergang Weil/Basel stauten sich die Autos der Ferienreisenden. Die Zöllner hatten alle Hände voll zu tun und waren nicht für Spässe aufgelegt. Gegen zwei Uhr am Nachmittag fuhr ein schwarzer Mercedes vor. Er hatte die Ausmasse einer Staatslimousine. Der Zöllner winkte den Wagen zur Seite. Drinnen sass ein stattlicher Mann, der sogleich vorgab, deutscher Bundeskanzler zu sein. Diesen aufdringlichen Hinweis nahm der Zöllner ungläubig, sogar verärgert zur Kenntnis. Eine verblüffende Ähnlichkeit des Fahrers mit dem deutschen Bundeskanzler war allerdings nicht zu leugnen.

Der Zöllner kannte das Gesicht vom Fernsehen. Im Diplomatenpass stand tatsächlich schwarz auf weiss Helmut Kohl. Das wäre alles noch kein Grund zu besonderer Aufregung gewesen, wenn es auch merkwürdig war, dass der deutsche Bundeskanzler selbst am Steuer sass. Doch als der Zöllner den Pass zurückgeben wollte, änderte sich die Situation schlagartig. Der deutsche Bundeskanzler fragte, an wen er sich in Basel wenden müsse, um Asyl zu beantragen. «Wie bitte?» fragte der Zöllner nach. «Ich möchte in der Schweiz Asyl», wiederholte der deutsche Bundeskanzler.

Der Zöllner, verunsichert und aufgeregt, holte seinen Vorgesetzten. Der wusste auch keinen Rat. Er telefonierte der Oberzolldirektion, verlangte eine Verbindung mit dem Direktor. Die Sekretärin wollte wissen, worum es gehe. «Das kann ich Ihnen nicht sagen, es ist aber eine Angelegenheit von allergrösster Wichtigkeit.» Die Sekretärin beschied ihm, dass der Direktor im Urlaub sei. Der Vizedirektor, mit dem der Zöllner nun verbunden wurde, sagte bloss: «Und das soll ich Ihnen glauben? Sie sind wohl verrückt.»

Daraufhin empfahl der Zöllner dem deutschen Bundeskanzler, sich beim nächsten Polizeiposten zu melden. «Gibt es denn in Basel keinen zuständigen Minister für

solche Dinge?» fragte der deutsche Bundeskanzler ungeduldig. «Wir sind leider nicht von hier», erklärten ihm die beiden Zöllner.

Nach einigem Suchen fand Helmut Kohl einen Polizeiposten. Die diensthabenden Polizisten waren ebenfalls restlos überfordert. Sie baten ihn, mit dem Regierungsrat, der für das Polizei- und Militärdepartement zuständig sei, Kontakt aufzunehmen. Ein Polizist eskortierte mit dem Motorrad Helmut Kohl zum Spiegelhof in der Innenstadt, wo der genannte Regierungsrat seinen Amtssitz hatte. Dort musste sich Helmut Kohl einige Zeit gedulden, weil der Regierungsrat gerade eine neue Zivilschutzanlage besichtigte. Schliesslich stand der deutsche Bundeskanzler vor dem Regierungsrat, eröffnete ihm sein Anliegen.

DER REGIERUNGSRAT, BEKANNT als ein Mann, der nicht leicht aus der Ruhe zu bringen ist, wenn nicht unmittelbar Wahlen bevorstehen, erleichte. Ihm war sofort klar, in was für eine heikle Sache er hineingezogen wurde. Er brachte keinen vernünftigen Satz mehr hervor, stammelte nur: «Ich bitte Sie, Exzellenz, ich bitte Sie, Exzellenz, ich glaube, Sie missverstanden zu haben.»

Der deutsche Bundeskanzler beharrte aber darauf, im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte zu sein. In seiner Verzweiflung griff der Regierungsrat zum Telefon, verlangte in einer Konferenzschaltung mit den andern Regierungsräten zu sprechen. Der Erfolg war bescheiden. Die meisten von den übrigen sechs Regierungsräten waren abwesend, bei der Eröffnung eines Autobahnabschnittes, bei der Übermittlung einer Grussbotschaft an eine Hundertjährige oder an Sitzungen irgendwo auswärts.

Immerhin, die Anwesenden beschlossen, sofort eine Sondersitzung einzuberufen. In aller Eile wurde eine Kompanie Soldaten für die Ehrengarde zusammengetrommelt und auf Lastwagen in die Stadt gefahren, vor das Rathaus, wo bereits Kanzleiangeestellte den roten Teppich ausrollten.

Inzwischen durfte sich der deutsche Bundeskanzler im vornehmsten Restaurant der Stadt verpflegen.

Bevor jedoch der Regierungsrat, der Helmut Kohl empfangen hatte, sich zum Rathaus begab, wollte er noch den Rat des Delegierten für das schweizerische Flüchtlingswesen in Bern einholen. Der war

schlecht gelaunt, raunzte in das Telefon: «Die Burschen werden immer frecher. Stecken Sie den Vogel in ein Übergangslager für Asylanten.» «Es ist nicht der Herr Vogel», antwortete der Regierungsrat, «es ist der deutsche Bundeskanzler persönlich.» «Dann ist es eben ein anderer perfider Vogel, dem Sie auf den Leim gegangen sind.»

Vergebens versuchten die versammelten Regierungsräte, einen der sieben Bundesräte zu erreichen. Sie waren entweder verhindert oder irgendein Sekretär tat den Anruf als Lausbubenstreich ab.

So mussten die Magistraten allein mit dem Asylgesuch des deutschen Bundeskanzlers fertigwerden. Die Frage, die sich stellte, war denkbar einfach: Was machen wir? Die Antwort hingegen erwies sich als ungeheuer diffizil.

Nach mühsamem Hin und Her einigte man sich, vorerst ausführlich mit dem deutschen Bundeskanzler zu reden, um das Motiv für das Asylgesuch zu erfahren, ihn wenn möglich im Lauf des Gesprächs zuzustimmen. Die Polizeimusikkapelle, ebenfalls eilends aufgebeten, spielte die deutsche Nationalhymne. Helmut Kohl entstieg dem schwarzen Mercedes und wurde in den Sitzungssaal gebeten. Er durfte sich dorthin setzen, wo sonst nur der Präsident Platz nahm.

HERR BUNDESKANZLER», BEGANN einer der Regierungsräte, «stimmt es, was uns zugetragen wurde, und gehen wir richtig in der Annahme, dass Sie um Asyl nachsuchen möchten?»

«Ja, das stimmt.»

«Und, Herr Bundeskanzler, was ist der Grund dafür?»

«Sehen Sie, meine Damen und Herren, Verzeihung, meine Herren, es ist so: Deutschland ist jetzt praktisch wiedervereinigt. Nicht mehr in den Grenzen von ehemals, aber immerhin bis zur Oder und Neisse, wobei die definitive Anerkennung dieser Grenze zu Polen nach einem gesamtdeutschen Staatsvertrag und nach vorgängigen Verhandlungen endgültig anerkannt werden soll.»

«Wenn ich Sie unterbrechen darf, Herr Bundeskanzler, was hat das mit Ihrem Asylbegehren zu tun?»

«Nun, ich kenne meine Pappenheimer. Es ist zu befürchten, dass die Vertriebenenverbände sich nicht mit einem wiedervereinigten Vaterland, so wie es zur Debatte

für die Schweiz



steht, begnügen wollen. Und wenn ich die nächsten Wahlen gewinnen will, um als erster gesamtdeutscher Kanzler in die Nachkriegsgeschichte einzugehen, werde ich diese Landsmannschaften ködern müssen. Das heisst wiederum, dass die Opposition weiter Gelände gutmachen wird, dem Lafontaine ist alles zuzutrauen. Ausserdem wird Frau Thatcher die andern Mitgliedstaaten der Nato mit ihren Kassandrarufern gegen Deutschland aufhetzen. Kurz: Die ganze Lage ist mir unheimlich geworden.»

«Unheimlich, sagten Sie, Herr Bundeskanzler?»

«Ja, unheimlich. Zu gerne wäre ich ein zweiter Bismarck, aber ich bin als Pfälzer nicht eisern genug. Und wo ich hinkomme, haben die Menschen Angst, vor mir und diesem Reich, Entschuldigung, vor Deutschland.»

«Aber Sie können doch diese Ängste zerstreuen, wobei Ihnen der Aussenminister, Herr Genscher, gewiss seine guten Dienste anbieten wird.»

«Wer weiss das mit Bestimmtheit, meine Herren? Herr Genscher setzt vielleicht auf Lothar de Maizière ...»

Der älteste unter den anwesenden Regierungsräten ergriff nun das Wort, sagte: «Mir, und wahrscheinlich auch meinen

Kollegen, scheinen diese Argumente für ein Asylgesuch nicht stichhaltig. Sie selbst haben sich doch vehement für eine Vereinigung der beiden Teile Deutschlands eingesetzt, und jetzt dieser Rückzieher. Das ist schwer verständlich. Überhaupt: Haben Sie sich das wirklich gut überlegt, Herr Bundeskanzler?»

«O ja, tage- und nächtelang. Ich habe mich auch mit meinen engsten Vertrauten ausgesprochen. Keiner hat mir von diesem Schritt abgeraten, sogar Heiner Geissler nicht.»

«Wir meinen», mischte sich ein weiterer Regierungsrat ins Gespräch, «dass Ihr Ansinnen das gesamte europäische Haus zum Wanken bringen könnte.»

«Das glaube ich nicht, Nachfolger als Bundeskanzler stehen bereit. Doch damit Sie sich die Sache leichter machen können ... Ich bin selbstverständlich nicht mit leeren Händen gekommen.»

DIE REGIERUNGSRÄTE BLICKTEN auf die Hände des Bundeskanzlers, der seinen Aktenkoffer öffnete. «Bitte erschrecken Sie nicht», sagte er, «es geht um folgendes: Es wird Ihnen in der Schweiz wohl klar sein, dass mit der europäischen Wirtschafts- und Währungsunion Ihr Land auf verlorenem Posten steht, ökonomisch.»

Alle Regierungsräte nickten traurig.

«Deshalb mache ich Ihnen einen Vorschlag: Die Schweiz tritt der Bundesrepublik, äh, dem neuen Deutschland, äh, dem vereinigten Deutschland bei; freiwillig, versteht sich. Als Eintrittsgeschenk gewissermassen erhalten Sie anstelle des Frankens die harte D-Mark. Ist das nicht ein faires Angebot? Und bei einem solchen Anschluss könnte ich die schlesische Minderheit beruhigen, ausserdem gibt es bei uns schon eine Sächsische Schweiz. Noch etwas: Bis das durchgespielt ist, stelle ich mein Asylgesuch zurück.»

«Herr Bundeskanzler, ich muss Sie darauf aufmerksam machen, dass in der Schweiz ein solcher Beschluss mit dieser Tragweite nicht so schnell zu fassen ist.»

«Aber in der ehemaligen DDR ging das doch auch sehr schnell.»

«Es muss der demokratische Weg beschritten werden, Herr Bundeskanzler, und der ist lang: Zustimmung von Stände- und Nationalrat, Volksabstimmung.»

«Und wie lange dauert das konkret?»

«Meist Jahre, und zwar bereits bei viel einfacheren Problemen.»

«Das werde ich schon aussitzen. Ich habe schon ganz andere Dinge diesem meinem Volk schmackhaft gemacht.»

«Und wenn die Schweiz Ihr Geschenk ablehnt?»

«Das kann ich mir nicht vorstellen. Wir gehören doch zusammen in ein einziges Vaterland, wie es früher, bis zum Westfälischen Frieden von Münster und Ogersheim, äh, Osnabrück, der Fall war. Ich bin schliesslich auch Historiker.»

«Es ist eher unwahrscheinlich, dass eine Mehrheit dafür gewonnen werden könnte. Die Schweiz besteht nun immerhin seit 700 Jahren.»

«Dann fahre ich eben wieder zurück. Bitte behandeln Sie meine Mission streng vertraulich. Ich werde in Bern hochoffiziell einen diplomatischen Vorstoss unternehmen. Vielleicht sind die Ohren dort gar nicht so taub. Denken Sie nur an die Milliarden für Ihre Flugzeugbeschaffung oder an die Fichenaffäre. Also: Mein Angebot bleibt bestehen. Und erinnern Sie sich an den Satz (Wer zu spät kommt, den bestraft die Geschichte).»

«Das hat doch Herr Gorbatschow gesagt», wagte ein Regierungsrat einzuwenden.

«Sehen Sie, sogar er hört auf mich. Noch einmal: Das ziehe ich durch, solange ich noch Kanzler bin oder sein muss. Sie haben sicher schon vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gehört – so etwas schwebt mir vor.»

Der deutsche Bundeskanzler verliess das Rathaus. Die Musikkapelle spielte wieder die deutsche Nationalhymne. Mit einem leutseligen Lächeln und dem Zuruf an die Passanten «Die deutsche Elf ist die Grösste» verabschiedete er sich und fuhr zurück nach Bonn.

«Noch ist Berlin weit und kein antikes Rom», soll der gebildetste unter den Regierungsräten, die an dem historischen Gespräch zu Basel teilgenommen hatten, zum Schluss seinen Kollegen gesagt haben.

*René Regenass ist Schriftsteller und Publizist, wohnt in Basel. Seine Vorfahren mütterlicherseits stammen aus Tunsel bei Bad Krozingen, BRD.